

Ergänzende und vertiefende
Texte der Festival-Sprecherinnen
und -Sprecher 2019

HG. Hans-Joachim Gögl | Josef Kittinger

Tage der Utopie

BUCHER Verlag Hohenems

	Tage der Utopie	Inhalt
	6	Fußnoten zur Weltverbesserung <i>Hans-Joachim Gögl und Josef Kittinger</i>
1	14 25	New new Work <i>Dark Horse, Christian Beinke</i>
2	26 31	Wer entscheidet, was wir über die Welt erfahren? <i>Ingrid Brodnig</i>
3	34 53	Aus Donuts müssen Krapfen werden! <i>Roland Gruber</i>
4	54 69	Konter-Kreativität <i>Julia Ebner</i>
5	72 85	Globale Bürgerversicherung <i>Thomas Gebauer</i>
6	88 103	Frieden durch globale Gerechtigkeit <i>Christof Drexel</i>
7	104 105	Tage der Utopie-Composer in Residence 2019 <i>David Helbock, Lorenz Raab</i>

Fußnoten zur Weltverbesserung

Hans-Joachim Gögl und Josef Kittinger

Die folgenden fünf Zitate stammen aus den Beiträgen der Autorinnen und Autoren dieses Bandes. Ihre Texte sind Zusammenfassungen der Vorträge, die sie bei den »Tagen der Utopie« gehalten haben, teilweise auch weiterführende Überlegungen oder ergänzende Reflexionen. Beim Lesen der Manuskripte stößt man auf eine Reihe von Beobachtungen und Erfahrungen, die in der Auseinandersetzung mit Zukunftsbildern seit der Gründung der Reihe 2003 musterhaft immer wieder auftauchen: hilfreiche Haltungen, Inspiration und verwandtschaftliche Bestärkungen für konstruktive gesellschaftliche Veränderungsprozesse. Dieses Vorwort ist eine Art von kommentierender Collage zentraler Aussagen.

»Die Verhältnisse seien alternativlos, behaupten Politiker mitunter zur Rechtfertigung ihres Handelns, Sparzwänge unumgänglich. Wie Mehltau hat sich der Mythos der Alternativlosigkeit inzwischen auf das Denken der Menschen gelegt, weshalb sich eine Mehrheit inzwischen eher den Untergang der Welt, als ein Ende des Kapitalismus vorstellen kann.

Wer hingegen nicht einsehen will, dass man nur aufgrund des Pechs, an einem weniger günstigen Ort zur Welt gekommen zu sein, Jahrzehnte früher sterben kann, wer in solchen Ungleichheiten schreiendes Unrecht sieht, kann gar nicht anders, als nach Alternativen zu schauen und sich über Möglichkeiten eines Ausgleichs Gedanken zu machen.

Es ist der Respekt vor der Würde der Anderen, aus dem der Impuls erwächst, füreinander solidarisch einzustehen.«

*Aus: Thomas Gebauer,
Globale Bürgerversicherung.
Auf dem Weg zu weltbürgerlichen Verhältnissen.*

Eine ganze Generation an Philosophen und Politikwissenschaftlern hat sich an der Kritik der Utopie abgearbeitet. Zentraler Vorwurf: Ihr erfahrungsloser Idealismus trage in seinem Kern bereits das Totalitäre in sich. Sie neige dazu, mörderische Mittel für den Großen Zweck zu heiligen. Eine nachvollziehbare Reaktion auf die Erfahrungen etwa mit dem real existierenden Kommunismus oder Nationalsozialismus. Dies war und ist die theoretische Grundierung für eine lange Phase eines pragmatischen politischen Zeitgeists, der darin gipfelte, dass schlussendlich sogar das Denken in Alternativen als vergeblich zurückgewiesen wurde. (Das Fremdwort »Utopie« war dabei ideal für ein Imageproblem, es klingt irgendwie toxisch: versponnen, abgehoben, führt direkt in den Schmerz der Sehnsucht nach dem Unmöglichen. Aber dass die »Alternative« nicht mehr gedacht werden kann, ist bemerkenswert, zumindest sprachlich scheint sie doch die brave, kleine Schwester der ausschweifenden Utopie zu sein.) Der gesellschaftliche Mainstream und ihm folgend die Politik der letzten Jahrzehnte hat die Idee des KVP verinnerlicht, den kontinuierlichen Verbesserungsprozess; die permanente Steigerung der Effizienz bestehender Lösungen. Übrigens wie so oft eine Logik aus der Betriebswirtschaft, die auf Gemeinwohlfragen übertragen wird.

Was aber, wenn das System nicht mehr stimmig ist? Für das soziale Tier (David Brooks), den Menschen, ist die Entfernung vom Rudel ein hohes Risiko. Zivilcourage ist die Ausnahme. Die meisten von uns neigen zur Erstarrung, wenn in

der U-Bahn jemand angegriffen wird und wir eigentlich einschreiten sollten. Dazu kommt, dass sich die Grenzen unserer Vorstellungen weitgehend mit den Grenzen unserer Erfahrungen decken. Wir nehmen nicht das Beste, sondern das Beste von dem, was wir kennen. Bei Bewerbungsgesprächen wird der herausragende Kandidat im Vergleich mit all jenen eingestellt, die zu den Vorstellungsgesprächen eingeladen worden sind. Vom jeweiligen »Frame« begrenzt, sind wir kaum mehr in der Lage, »out of the box« zu denken. Wen oder was brauchen wir? Sind diese Bewerber dafür wirklich, wirklich die richtigen? Könnte man eigentlich auch niemanden einstellen, scheitern, umdenken, warten, outsourcen, verkaufen, kooperieren, ...?

Die oben zitierten Zeilen sind so wertvoll, weil sie im ersten Teil eine kritische Diagnose stellen, die uns alle betrifft; als Gemeinschaft, als Teil eines politischen Gemeinwesens und als Individuen. Sie beschreiben eine Beschränktheit, die wir nicht einseitig »der Politik« oder »der Wirtschaft« zuweisen können. Der Mehltau der Alternativlosigkeit ist Teil unser aller mentalen Grundausstattung. Im besten Fall sind wir uns dessen gewahr.

Was aber speist dann die Energie für den neuen »Ent-Wurf«, für die Hoffnung, dass man eine gerechtere, gesündere, schönere Lösung finden kann? Thomas Gebauer schreibt, es ist der Respekt vor der Würde der Anderen, aus dem der Impuls erwächst, füreinander solidarisch einzustehen. Die Grundlage dieser Haltung ist wohl Empathie:

Die Not des Anderen wahrzunehmen, mitzufühlen. Diese Berührung auszuhalten und dann wachsam die Werte, Träume, Bilder und ersten Ideen zu beschützen, die daraus folgen.

»Inspiration finden. So sehr wir das glauben wollen, aber einzigartig sind unsere Probleme selten. Irgendwo gibt es immer jemanden, der Ähnliches schon vergleichbar gelöst hat. (...) Wenn wir also die Probleme kennen, die wir lösen müssen, sollten wir uns auf die Suche nach Inspiration machen.«

Und weiter unten im selben Text: »Vorsicht vor dem Übertragen von Lösungen. Überträgt Lösungs-Prinzipien und Mechanismen, nicht die Lösung!«

Aus: Dark Horse, New, new work

Das Neue ist schon da! Finden ist nicht das Problem. Wir kommen nicht auf die Idee zu suchen, weil wir von der Welt außerhalb des Status quo nichts wissen. Das Aufsuchen von Inspiration hat vor allem zwei Qualitäten: Die Begegnung mit der Alternative ist freud- und lustvoll. Was gibt es Schöneres, als sich z.B. in einem Arbeitsteam besondere Organisationsformen anzuschauen? Die Gründer des Berliner Unternehmens setzten sich von mittelalterlich geprägten Ordensregeln bis zu den selbstorganisierten Teams der niederländischen Pflegeorganisation Buurtzorg auseinander.

Die zweite Qualität: Man betritt die konkrete Sphäre des alternativen Systems, verbindet sich mit dem Machbaren. Das ist nun nicht mehr die evolutionsbiologisch eingeprägte gefährliche Entfernung des Utopisten aus der Gemeinschaft, sondern das Erlebnis eines alternativen, gelingenden Systems.

»Der Netzkritiker Evgeny Morozov meint allerdings, dass die Digitalisierung vor allem more-of-the-same sei, in einer effizienteren Art und Weise, dass sehr viele digitale Tools einfach nur mehr Kapitalismus bringen.«

Aus: Ingrid Brodnig, Wer entscheidet, was wir über die Welt erfahren?

Siehe den Kommentar zum Thema Systemgefangenschaft oben. Die Frage nach Werten, für die wir unsere Lebenszeit einsetzen wollen, ist damit aber noch nicht beantwortet. Technologiegetriebene Innovation ist faszinierend, aber ablenkend, sie nährt nicht unsere Sehnsucht nach Sinn.

Die Bildung einer globalen Koalition verschiedener Handlungsträger gegen rechtsextreme Kampagnen im digitalen Raum könnte der Ausgangspunkt für die Koordination solcher Interventionsmaßnahmen sein. (...) Das Ziel sollte eine engere Zusammenarbeit zwischen Forschern, politischen Entscheidungsträgern, dem privaten Sektor und der Zivilgesellschaft sein.

Aus: Julia Ebner, Konter-Kreativität

Sich gezielt anderen Wahrnehmungen auszusetzen, die vielbeschworene transdisziplinäre Zusammenarbeit, eröffnet die Möglichkeit, über die herrschende Orthodoxie hinweg neue Vorstellungsräume zu öffnen. Den Griff des eigenen vermeintlichen »Begriffen-habens« eines Problems zu lockern, in dem man sich von unterschiedlichen Perspektiven stören lässt. Die Frage ist, wie können wir ein Umfeld organisieren, wo wir das Andere zunächst ohne inhaltliche

oder soziale Bewertung des Sprechenden hören? Welches Format, welche Autorität, welche neuen Institutionen würde es brauchen, damit wir laufend eine Vielfalt von Einschätzungen moderieren könnten, ohne von diesem Relativitätserlebnis der eigenen Expertise dermaßen erschüttert zu sein, dass wir das leider nicht zulassen können? Es gibt eine Vielzahl an Theorie dazu, praktische Methoden und tägliche Praxis. Was fehlt, sind öffentliche Repräsentanzen laufender Versuche neuen Zuhörens zwischen den Kompetenzen und der entspannte Austausch über die eigene Beschränktheit.

»Hier muss radikal quergedacht werden. Ein Beispiel in einer kleinen Gemeinde in Oberösterreich regt zum Nachdenken an: Während der Umbauphase der regionalen Schule fand zwei Jahre lang, 'Schule ohne Schule' statt. Die Volksschulklassen waren in dieser Zeit auf unterschiedliche Räume im gesamten Ort verteilt: vom Gemeindegemeinschaftssaal, über Räumlichkeiten der Pfarre bis zu einem leerstehenden Elektrofachgeschäft.

Die Kinder waren damit in der Öffentlichkeit präsent und die Begegnungen ergaben neue Kontakte und brachten auch den Pädagogen viel Aufmerksamkeit und Anerkennung. Der Einzug in das umgebaute Schulgebäude wurde mit einem lachenden und einem weinenden Auge vollzogen. Lachend deshalb, weil die neue Schule eine gelungene zeitgenössische Lernlandschaft ist. Weinend deshalb, weil die Schüler und Pädagogen durch die mehrjährige Präsenz im gesamten Ortsraum ins Herz geschlossen wurden und sehr viel zur Belebung und zur guten Stimmung im Alltag beigetragen hatten.«

*Roland Gruber,
Aus Donuts müssen Krapfen werden!*

Ein zauberhaftes Beispiel, wie der Druck der »Not« zu einer Innovation führt, die im üblichen Kontext des Nachdenkens über Schule, Regionalentwicklung, Dorferneuerung unvorstellbar wäre. Aus dem Mangel an Schulraum wird plötzlich der bisher ungesehene Gewinn von Ortsbelebung, Kontakt und Beziehung. Vielleicht für das Gemeinwesen höhere Werte als die Vorteile eines zentralen Gebäudes?

Die Leistung der oberösterreichischen Gemeinde liegt darin, sich nicht mit der Alternativlosigkeit von Abwanderung und Leerstand abzufinden und sich für einen vereinbarten, sorgfältig von externen Experten begleiteten Zeitraum aufzumachen, neue Lösungen zu finden. Das aus dem Griechischen stammende Wort »U-topie« bedeutet Nirgendsort. Im Falle dieser Gemeinde wurde der Unort eines leerstehenden Elektrogeschäftes, heute das Symbol der Misere tausender Dörfer, zu einer Schule, zum Ort des Lernens und der Zukunft.

